

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift
Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft
Band: 122 (1956)
Heft: 10

Artikel: General Jomini : Rede zur Eröffnung des Studienjahres 1956 an der Militärwissenschaftlichen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule
Autor: Scheitlin, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-26511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wegen hie und da auftretenden großen Fehlern durch Geschosse, die nicht mehr folgsam sind.

Zum Problem der Infanterieschießplätze kann beigelegt werden, daß zusammenhängende Terrains für unsere Ausbildung nicht unbedingt auch praktisch sind; denn sind sie nicht wirklich ausgedehnt, so wird eine schießende Einheit, oder gar nur ein Detachement, den ganzen Platz aus Sicherheitsgründen in Anspruch nehmen und für alle übrigen Truppen sperren müssen. Für die infanteristischen Bedürfnisse ist eine Mehrzahl nahe gelegener, kleinerer oder mittlerer Plätze im allgemeinen vorteilhafter. Auf diese können dann die einzelnen Einheiten oder Detachements aufgeteilt werden mit der Möglichkeit, das Schießgelände oft zu wechseln.

General Jomini

Rede zur Eröffnung des Studienjahres 1956 an der Militärwissenschaftlichen
Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule

von Oberst Otto Scheitlin

I

Fénelon unterweist in seinem klassischen Erziehungsroman «Les aventures de Télémaque» die Enkel des Sonnenkönigs. Jomini hätte ein Jahrhundert später gut getan, sich daraus die Stelle einzuprägen: «Man muß viel Geduld haben, wenn man seiner selbst und anderer Menschen Herr werden will; die Ungeduld scheint zwar eine beflügelnde Kraft der Seele zu sein, aber sie ist in Wahrheit nur eine Schwäche, ein Unvermögen, Leiden zu erdulden.» Jomini bleibt der ewig Ungeduldige, nie findet er – nach seiner Meinung – den Platz, den er verdiente; immer wieder nennt er sich spöttisch und gallig einen Souffleur, der es besser weiß als die Schauspieler auf der Bühne des Kriegstheaters. Überall sieht der Empfindliche feindselige Nebenbuhler, besorgt er Mißhelligkeiten, fürchtet er sich vor Krankheit und Unstern. Dennoch ginge man fehl, wenn man Jomini als Hypochonder abtun wollte. Vielmehr ist er einer jener unbequemen Besserwisser, dessen «Verstand weiter sieht, als der Wille zu handeln befugt ist», der darum mahnt, tadelt, aufbegehrt und jenen am Zeug flickt, denen Verantwortung überbunden ist. Deshalb drängt man ihn stets wieder zur Seite, und so fällt er fast der Vergessenheit anheim. Clausewitz überstrahlt den helllichtigen Forscher, der sich der Kriegskunst nicht aus vaterländischer Begeisterung widmet, sondern den das Gefühl des «l'art pour l'art» beherrscht.

Wir nennen Jomini und Clausewitz in einem Zuge, denn sie beide

schaffen die ersten systematischen Werke über die Kriegführung; sie beide besitzen den Blick für Ursachen und Zusammenhänge, vielleicht gerade darum, weil sie sich nicht selbst als Führer bewähren mußten, sondern in Stäben hervorragender Führer beobachten, erwägen, messen lernten. Wir nennen Jomini und Clausewitz auch deshalb in einem Zuge, weil der Schweizer durchaus neben den Deutschen gestellt werden darf. Wenn Clausewitz über den Krieg philosophiert und uns lehrt, wie ein Kriegsplan zu verfassen sei, so sucht Jomini aus der Wirklichkeit des Krieges die dauernden Grundsätze abzuleiten, so daß Lehren für die praktische Leitung von Operationen wachsen. Mögen auch durch die gewaltige technische Entwicklung gewisse Schlüsse der beiden Denker überholt sein: noch immer bleibt des Wesentlichen genug, weshalb es sinnvoll ist, Jomini der Vergessenheit zu entreißen.

II

Das Leben Antoine Jominis umspannt mit den Jahren 1779 und 1869 fast ein Jahrhundert. Und welch ein Jahrhundert ist es! Es beginnt im späten Ancien Régime, das sich im heiteren Rokoko verspielt; es durchbraust die sturmbewegten Jahrzehnte der Revolution und des napoleonischen Kaisertums; es sinkt in die Lähmung der Reaktion, aus der mit dem Sonderbundskrieg und dem Völkerfrühling des Jahres 1848 der Liberalismus aufsteigt, und es endet an der Schwelle des Deutsch-Französischen Krieges, der den Nationalismus vorantreibt.

Durch diese Zeit schneller und heftiger Wandlungen zieht sich Jominis Lebensweg. Er geht ihn, ohne in Parteileidenschaft zu schwanken; er verflucht keine politische Idee; er verschreibt sich keinem Vaterland; nur der Kriegskunst gilt seine Liebe. Doch er muß um diese Liebe leiden. Von Payerne aus schickt ihn der Vater nach Aarau und Basel, wo er auf Handel und Bank vorbereitet werden soll. Aber die kaufmännische Laufbahn füllt seine Seele nicht aus, und so sitzt er denn in der Freizeit über den Feldzügen Friedrichs des Großen, studiert ohne topographische Grundlagen vor allem die Schlacht bei Leuthen und leitet daraus den ersten Satz ab, daß es darauf ankomme, die gesamte Kraft seiner Truppe gegen einen Teil des Feindes zu werfen. Die Studien festigen ihn im Entschluß, sich der Wissenschaft des Krieges zu widmen.

Bald scheint sich ihm die ersehnte Laufbahn zu öffnen. Von Paris aus bringt ihn Major Keller in die Schweiz zurück, wo der Neunzehnjährige Chef der Kanzlei im Helvetischen Kriegsministerium wird. Als Hauptmann arbeitet er an der Organisation der Helvetischen Armee, wird er mit der Inspektion der Helvetischen Legionen betraut und studiert Operationspläne.

Aber schon da glaubt er, daß der Prophet nichts gelte im Vaterlande, und so verläßt er als Major seinen Posten und kehrt in das Paris Bonapartes zurück. Seine «Abhandlung über die große Taktik» findet weder bei den Franzosen noch bei den Russen Gnade; aber als er seine «Abhandlung über die großen Operationen» Marschall Ney widmet, nimmt ihn dieser in seinen Stab auf und befiehlt ihm, das Werk fortzusetzen.

Nun lebt er in der Luft, die er atmen möchte. Aber schnell schafft er sich Feinde. Das Korps Ney steht um Boulogne, bereit zur Invasion Englands. Jomini bezweifelt, ob diese Absicht zum Erfolg führe, denn er sieht Österreich und Rußland im Rücken stehen. Er ordnet die Aufstellung des VI. Korps, weil sonst für die Manöver ein heilloses Durcheinander entstanden wäre. Der Außenseiter bekommt in beiden Fällen recht und wird darum unbeliebt.

Als das Korps dann gegen den Rhein abmarschiert, erkennt Jomini, daß Napoleon die Donau unterhalb Ulm erreichen und Mack von seiner Basis in Böhmen und Wien abschneiden will. Es zeigt sich, daß der sonderbare Schweizer die Pläne Napoleons vorausfühlt und ihre Tragweite erkennt, bevor sie ganz Form gewonnen haben: «Seine Uhr war nach der des großen Feldherrn gestellt.» (Sainte-Beuve.) Die Operation gegen Mack, in welcher der Feind durch Märsche geschlagen wird, setzt sich donauabwärts fort. Ein Tag nach Austerlitz dringt Jomini zu Napoleon vor, trotzdem ihn der Generalstabschef Berthier haßt und Schwierigkeiten vor ihm auftürmt. Es ist weniger wichtig, daß Jomini bei dieser Begegnung die Lage des Korps Ney im Tirol meldet, als daß er dem Feldherrn den zweiten Band der «Abhandlung über die großen Operationen» vorlegt. Napoleon zeigt sich so begeistert, daß er Jomini zum Obersten befördert und in den Generalstab versetzt. Diese Festigung im Äußeren mindert aber weder die Feindschaft noch das Mißtrauen. Als der junge Oberst 1806 den Krieg gegen Preußen voraussagt, wird er ausgelacht. Vielleicht versteht ihn überhaupt nur Napoleon, zu dem er nach Mainz befohlen wird. Dort sagt ihm der Feldherr: «Es freut mich, daß das erste Werk, das die wahren Grundsätze der Kriegführung darstellt, unter meiner Herrschaft entstanden ist. Bisher gab's nur Regeln. Regeln sind gut oder schlecht. Mit den Grundsätzen ist es anders, entweder sind sie unveränderlich, oder es sind keine Grundsätze.»

Und nun, als es gegen Preußen geht, steckt Jomini in der Suite Napoleons, der sich vom Strategen lebhaft angezogen, vom Propheten aber höchstens amüsiert zeigt. Aber was tut der Schweizer in der Suite des Kaisers? Eine feste Stellung ist ihm nicht zugewiesen, und so bleibt er seinem Feinde, dem Generalstabschef Berthier, ausgeliefert. Erst in Berlin beauftragt Napoleon den untätigen Obersten mit einer Studie über die Ver-

teidigungsmöglichkeit Schlesiens vor einem überlegenen Feind. Der verlangte Rapport wächst zu einer politisch-militärischen Denkschrift aus, der Napoleon zu seinem Nachteil kein Gehör schenkt: der Prophet amüsiert ihn eben nur. Jomini führt aus, daß Schlesien gegen einen überlegenen Feind nur verteidigt werden könne, wenn die französische Armee an die Weichsel vormarschiere, was aber gefährlich sei, wenn Österreich eingreife. Ein Marsch nach Polen müsse in der schlechten Jahreszeit zum Mißerfolg führen. Deshalb sei es richtig, daß sich Frankreich die Freundschaft Preußens erhalte, statt durch eine Wiederaufrichtung Polens die Mächte Rußland, Österreich und Preußen gegen sich zu einigen. Weil Jomini nicht gehört wird, rollt der Krieg weiter. Immer noch steht der Schweizer bei Napoleon, verfolgt dessen Führung bei Preußisch-Eylau und merkt sich dabei den Satz: «Ein General, der seine Reserven richtig zu verwenden weiß, braucht nie am Sieg zu zweifeln.»

Bald darauf reist er nach Schlesien, wo er Stabschef im VI. Korps Ney wird, das 1808 nach Spanien verschoben wird. Dort aber verläuft der Krieg nicht nach schönen strategischen Grundsätzen; dort setzt die Guerilla dem zerstreuten Korps so zu, daß Lord Wellesley – der spätere Herzog von Wellington – Madrid zu erreichen vermag. Jomini entflieht der unschönen Lage gern; er fährt zu seinem Schutzherrn Napoleon, kritisiert dort Marschall Ney; der erfährt davon und setzt darauf seinen Stabschef ab. Nicht ohne eigene Schuld ist Jomini kaltgestellt.

Nun knüpft er Fäden zu Rußland an. Er wird aufgenommen; aber die Pässe verspäten sich, und ehe Jomini reisen kann, wird er wieder zu Napoleon befohlen, der von den Absichten erfahren hat. Und während nun das russische Brevet von der Gesandtschaft den Weg zu Jomini sucht, wird dieser Generalmajor von Napoleons Gnaden. Hier bekommen Jominis Züge etwas Zwiespältiges: er unterwirft sich nach dem Gnadenakt wieder Napoleon, und doch läßt er die Fäden zu Rußland nicht abreißen. Vielleicht daß es dem Souffleur Jomini schmeichelte, daß Kaiser Napoleon und Zar Alexander um ihn werben, um ihn, der so lange im Schatten hatte stehen müssen.

Aber die Schatten weichen noch nicht. 1811 erhält Jomini den Auftrag, eine Geschichte der Italienischen Feldzüge zu schreiben. Freudig macht er sich ans Werk, muß aber bald erkennen, daß ihm das wesentliche Material vorenthalten wird, weil Berthier – immer wieder ist es Berthier – durch Offiziere seiner Anhängerschaft das gleiche Problem lösen will. Ähnlich ergeht es Jomini auf dem Rußland-Feldzug, den er als Historiograph des Hauptquartiers beginnt. Wieder händigt ihm Berthier die wesentlichen Dokumente zur Arbeit nicht aus, so daß Jomini froh ist, als Gouverneur in

Wilna bleiben zu können. Die Stadt gilt als Hauptetappe der französischen Armee, und so stellen sich Jomini eine Menge rückwärtiger Probleme zur Lösung. Bald aber überwirft er sich mit dem Oberbefehlshaber und zieht, wieder als Gouverneur, weiter nach Smolensk. Trotz seines Amtes läßt er den Feldzug nicht aus den Augen. Nüchtern und klar beurteilt er die Aussichten und meint: «Möge die Armee noch rechtzeitig wieder über den Njemen zurückgehen, sofern der Friede nicht vor Eintritt des Winters abgeschlossen wird.» Die Mahnung verhallt ungehört, trotzdem sie einer nüchternen Bilanz gleichkommt, und das Drama des Rückzuges beginnt. Noch vermag Jomini den Kaiser über den Gegner zu orientieren und Kommunikationen zu erkunden, noch bestimmt er den Brückenschlag an der Beresina, dann aber marschiert er krank, den Tod als Begleiter, zurück und gelangt endlich nach Paris.

Der letzte Akt des napoleonischen Schauspiels beginnt. Es ist auch der letzte Akt, den Jomini vorläufig mitspielt. Wieder genesen, kehrt der Nimmermüde als Stabschef zu Ney zurück, der von Leipzig über Torgau auf Berlin marschieren will. Aber die Instruktion ist veraltet, und Jomini bestimmt seinen Kommandanten, in Richtung Bautzen abzubiegen. Dadurch kommt das Korps Ney in die rechte Flanke des Feindes, und Napoleon siegt dank Jomini. Aber statt Anerkennung und Beförderung warten Verweis und Arrest auf den Stabschef, weil er den Lagebericht zu spät abgeliefert hat. Jomini schreibt erregt: «Zu Stubenarrest verurteilt, durch Tagesbefehl angeprangert, als sei ich ein unfähiger Stabschef. . . niemals werde ich diese Schande ertragen.» Und nun geschieht das vorerst peinlich Überraschende: der Stabschef ordnet noch die Bedeckung des Hauptquartiers Ney, schwingt sich dann in den Sattel und reitet nach Prag, wo er sich dem Zaren zur Verfügung stellt. Mitten im Feldzug wechselt Jomini die Fahne. Der Vorfall ist weniger peinlich, als er heute scheint, denn weder fechten nationale Armeen, noch ist Jomini national an die Franzosen gebunden. Abgesehen davon durfte er sich tief gekränkt fühlen, und Napoleon selbst hat auf St. Helena den General Montholon aufzeichnen lassen: «Mit Unrecht schreibt man dem General Jomini zu, daß er den Verbündeten das Geheimnis unseres Feldzugplanes mitgeteilt hätte. . . er hat nicht seine Fahnen verraten. . . er hatte sich über schwere Ungerechtigkeit zu beklagen.» Dieses Zeugnis ist um so bemerkenswerter, als mit Jomini «die Götter das Lager wechseln» (Bainville); es ist, als wäre der Kriegstheoretiker ein Dämon, der den Sieg mit sich führt.

Aber es ergeht Jomini, der als Generalleutnant à la suite des Zaren im Hauptquartier Dienst tut, kaum besser als bei den Franzosen. Der Zar nützt ihn nicht als einzigen Ratgeber; an der Spitze des Heeres steht Fürst Schwar-

zenberg, und der Besserwisser, der zuletzt immer Recht behält, ist nach einer Woche schon so unbeliebt und lästig wie bei den Franzosen. Kein Wunder, denn nach dem unentschiedenen Treffen bei Dresden meint er: «Statt so Krieg zu führen täte man besser, sich ins Bett zu verkriechen.» Es ist auch kaum zu begreifen, daß die dreifach überlegenen Alliierten 200 Kilometer zurückweichen. Der Unausstehliche kehrt nach Prag zurück, verbessert später den Plan der Völkerschlacht bei Leipzig, wird aber wiederum nur teilweise gehört, so daß Napoleon abziehen kann: nur die Masse, nicht aber die Kunst der Führung hatte ihn besiegt. Ein «Areopag von Mittelmäßigkeit» (Paur) hatte durch die simple Übermacht das Genie Napoleons ausgespielt.

Nun folgen sich die Ereignisse rasch. Ohne Erfolg sucht Jomini den Durchzug der Verbündeten durch die Schweiz zu verhindern; die Schweiz, in die er zurückkehrt, mißverstet ihn als Verräter und Überläufer, so daß der General seine Heimat wieder verläßt und den Wiener Kongreß aufsucht, um dort an der Quelle der Geschichte zu sitzen. Er unterhält sich mit Wellington, Erzherzog Karl und dem Fürsten von Ligne, bis der Tanz des Kongresses der Panik weicht, weil Napoleon wieder auftaucht. Bei Waterloo ist Jomini nicht dabei, zieht aber mit dem Zaren in Paris ein und siedelt dann 1816 nach Rußland über, wo er die Großfürsten militärisch ausbildet, sich die Gunst des Hofes erringt, sonst aber wegen seinem Freimut so unbeliebt ist wie stets. 1825 steigt er zum kommandierenden General auf und leitet die großen Manöver bei Moskau anläßlich der Krönung Nikolaus I. Aber im Krieg gegen die Türkei 1828 wird er wieder beiseite geschoben, bis die Lage verfahren ist und er Gelegenheit bekommt, Varna zu erobern. Hernach schafft er gegen zunehmende Widerstände die Russische Kriegsakademie, wird erneut ins hintere Glied geschoben und reicht wieder einmal seine Entlassung ein: das Dutzend solcher Gesuche ist damit voll.

Der Ruhelose kehrt nach Frankreich zurück, von wo aus er den Zaren während des Krimkrieges mit Ratschlägen bombardiert, die kein Gehör finden, bis es zu spät ist und der Zar bekennen muß: «Es ist erstaunlich, wie recht doch eigentlich immer der alte General Jomini hat.» Auch Napoleon III. empfängt 1859 Ratschläge für den Krieg in Italien. Jedes kriegerische oder militärpolitische Ereignis ruft den alten Mann noch auf den Plan. Sonst verbringt er seine Zeit mit Lektüre und Musik, fühlt sich zehn Jahre lang als Sterbender und glaubt immer, daß die Parze mit der «Schere schon den Faden kitzelt». Endlich 1869 erlöst der Tod den Neunzigjährigen.

III

Bevor wir das Werk Jominis betrachten, wollen wir eine Sonderfrage herausheben, die uns den General als Schweizer etwas näher bringt. Die lebhafteste Teilnahme an allen militärpolitischen Fragen läßt Jomini auch im Savoyer Handel des Jahres 1860 in Erscheinung treten. Als Savoyen an das Frankreich Napoleons III. übergeht, scheint der Schweiz die Vereinbarung von 1815 nicht mehr erfüllbar, nämlich das neutralisierte Savoyen zu schützen; sie verlangt darum als Ausgleich, daß ihr die Provinzen Faucigny und Chablais abzutreten seien. Napoleon III. sichert dies vorerst zu, nimmt aber seine Zusage bald wieder zurück, und die Schweiz, in der die Kriegsbegeisterung aufflammt, protestiert bei den Mächten. Und nun greift Jomini ein und erklärt, daß die Ansichten des Bundesrates in der Savoyer Frage militärisch und politisch falsch seien; er halte dafür, daß es besser wäre, von Frankreich die Abtretung «des Gebietes längs des ganzen Genfersees auf die Höhe der gegen den Genfersee hin sich abdachenden Berge» zu verlangen (Bericht von Minister Kern an den Bundesrat vom 18. April 1860). Am 20. April beschließt der Bundesrat, Jomini zu veranlassen, seine Ansichten zu äußern, und das Protokoll des Bundesrates fährt fort: «Der Antrag des Herrn Bundesrat Stämpfli, mit General Jomini abzurechnen und denselben zur Eingabe seiner Ansichten nicht einladen zu lassen, bleibt in Minderheit.»

Jominis Bericht an Minister Kern geht von der Feststellung aus, daß die Schweiz, wenn sie eine Militärmacht wäre, zweifellos eine bessere Grenze suchen müßte, die etwa auf der Linie Col Ferret-Faucigny bis Ugine-Gebirgskette bis Montmelian-Lac de Bourges an die Rhone bei Culoz verlaufen sollte. «Mais» – fährt Jomini fort – «si la Suisse, loin d'être une puissance militante, doit considérer sa neutralité permanente, garantie par l'intérêt de ses voisins, comme la sauvegarde de sa prospérité et de son indépendance, elle doit éviter toute mesure qui pourrait offrir des sujets de conflits d'intérêt avec ces voisins. Or l'idée de se charger de couvrir la neutralité de provinces étrangères serait la plus absurde de toutes les politiques.» So glaubt er denn, daß die Neutralität Savoyens keine militärische Bedeutung für die Schweiz habe, besonders solange nicht, «que l'on pourrait déboucher sur Genève soit par le pays de Gex soit par Annecy», und er empfiehlt darum der Schweiz, ihre Ziele mit viel Zurückhaltung und Weisheit zu verfolgen. Was Jomini ausführt, paßt aber nicht ins Konzept des Bundesrates, so daß dieser am 27. April 1860 an Minister Kern schreibt: «Übrigens glauben wir, nunmehr die bezüglichen Ansichten dieses Militärs hinlänglich zu kennen, und laden sie daher ein, jede weitere offizielle oder

offiziöse Verhandlung mit demselben zu unterlassen.» Damit war auch hier der Besserwisser kaltgestellt. (Die Mitteilungen über diese Frage danke ich Dr. A. Schoop, Davos.)

IV

Überblickte man nur Jominis wandlungsreiches Leben, so möchte man leicht versucht sein, die Bedeutung des Mannes nicht allzu hoch anzuschlagen. Man erinnerte sich dann vielleicht an die Worte Paur: «Nach vierzig Jahren des Verkehrs mit hohen und höchsten Herrschaften hatte er immer noch nicht gelernt, daß den Großen dieser Welt gegenüber das starrköpfige Festhalten an dem, was man einmal als richtig erkannt hatte, wohl sehr charaktervoll, aber selten klug und für die weitere Laufbahn förderlich ist.» Man möchte unter Umständen sogar das auszeichnende «charaktervoll» durch «halsstarrig» ersetzen und daran denken, daß Xavier Comte de Courville im Gesicht Jominis «feine nervöse Züge . . . einen erkenntnishungrigen Blick, der die Welt herauszufordern scheint, und schmale Lippen, gespannt wie eine Bogensehne» sieht. Das Bild des unduldsamen Strebers wäre fertig, wenn wir nicht all die Zurücksetzungen und Schwierigkeiten bedenken müßten, die Jomini zu überstehen hatte, und wenn wir nicht die Größe Jominis aus dem Werk zu lesen vermöchten. Die wesentliche Bedeutung des Mannes liegt in seiner kriegswissenschaftlichen Arbeit, die sich auszeichnet durch ihre klare Sprache und durch die Unbefangenheit des Urteils. Dieses aber gründet auf der Erfahrung und auf dem eingehenden Studium aller europäischen Militärschriftsteller und vorab auf der gründlichen Erfassung der Führungsgrundsätze Friedrichs des Großen und Napoleons.

Wenn wir vorerst den Katalog der Werke aufstellen wollen, der dreißig Bände umfaßt, so beginnt er mit der «Abhandlung über die große Taktik», die der Vierundzwanzigjährige 1803 herausgibt. Darin ertrinken die Lehren allerdings noch in den Beispielen. Zwischen 1804 und 1857, mannigfach durch die Wirren des Krieges und des Lebens verzögert und durch Manuskriptverluste aufgehalten, entstehen die «Abhandlungen über die großen Operationen oder kritische und vergleichende Beschreibung der Feldzüge Friedrichs II. und des Kaisers Napoleon». 1824 folgt die «Kritische Geschichte der Kriege der Revolution» in fünfzehn Bänden. 1827 gibt Jomini das originelle Werk heraus, das den Titel trägt: «Das politische und militärische Leben Napoleons, erzählt von ihm selbst vor Cäsar, Alexander und Friedrich.» 1830 erscheint die erste Fassung des Hauptwerkes «Abriß der Kriegskunst oder neue analytische Darstellung der hauptsächlichsten Grundsätze der Strategie, der höheren Taktik und der Militärpolitik». Neue, erweiterte Fassungen dieses Werkes erscheinen 1837, 1856 und 1866, so daß

Jomini bis in sein hohes Alter immer wieder die Grundsätze frisch durchackerte.

Durch die Vertiefung in die Kriegsgeschichte – die, anders als bei Clausewitz, immer wieder in Beispielen aufleuchtet – werden die Leitsätze zu Glaubenssätzen; denn Jomini findet, daß Cannae und Pharsalos nach gleichen Gesetzen gewonnen worden seien wie etwa Castiglione und Marengo.

Was geht nun als Wesentliches aus den Studien Jominis hervor? In erster Linie führen wir einen Gedanken an, der in den «Besprechungen über die gegenwärtige Theorie des Krieges und über ihren Nutzen» so ausgesprochen wird: «Es besteht eine kleine Anzahl von Fundamentalgrundsätzen für den Krieg, von denen man sich nicht ohne Gefahr entfernen kann, und deren Anwendung im Gegenteil fast zu allen Zeiten durch den Erfolg gekrönt war.» Dennoch hält aber Jomini nicht dafür, daß die starre Anwendung dieser Grundsätze den Sieg ohne weiteres gewährleiste; denn er bestimmt zwar, daß die Prinzipien der Strategie immer die gleichen seien, daß aber die Anwendung auf die Praxis sich ändern könne. Noch deutlicher betont er im «Abriß der Kriegskunst»: «Der Krieg ist keine bloße Wissenschaft, sondern eine Kunst. . . der Krieg ist ein großes Drama, an dem unzählige moralische und physische Ursachen mitwirken, und das man nicht auf algebraische Rechnungen reduzieren kann.» Trotzdem oder gerade weil Jomini die Kriegswissenschaft im Sinne des «l'art pour l'art» betrieb, verfällt er nicht der Gefahr, starre Grundsätze aufzustellen; er weiß zwar, daß die geistigen Grundlagen der Führungskunst unveränderlich sind, daß sie aber durch die Wechselfälle und mannigfachen Seiten des Krieges beeinflusst werden. Weil er aber die Wirklichkeit des Krieges erkennt, bleibt er zuletzt doch nicht beim bloßen «l'art pour l'art» stehen, fühlt er sich nicht «au dessus de la mêlée». Im Gegenteil schreibt er etwa: «Heute bestehen die Armeen nicht mehr aus Truppen, die sich freiwillig aus dem Überschuss einer zu zahlreichen Bevölkerung zusammensetzen; sie sind jetzt ganze Völker. . . die um die Existenz kämpfen. Dieser Stand der Dinge nähert uns dem vierten oder dritten Jahrhundert an, wo die gewaltigen Stöße der Völkerwanderung das europäische Festland erschütterten – und wenn nicht ein neues Gefühl für Recht hier neue Schranken setzt, so ist nicht abzusehen, wohin das alles führt. Der Krieg wird eine schlimmere Geißel werden, als er es je zuvor gewesen; denn die ganze Bevölkerung. . . wird dahingemäht werden.» Wir mögen in diesem Worte nicht nur einen prophetischen Ausblick in die Zukunft erkennen, sondern auch fühlen, daß Jomini trotz seiner kriegswissenschaftlichen Begeisterung um das Menschliche besorgt ist. Und deshalb wünscht er denn auch, daß seine Arbeiten zu einer zweckmäßigeren

und schnelleren Führung des Krieges dienen sollten, damit dieser weniger drückend, weniger niederschmetternd wirke.

Nach diesen Bemerkungen zum Grundsätzlichen und Menschlichen werfen wir noch einen Blick auf den «Abriß der Kriegskunst», der sich mit der Philosophie und Politik des Krieges, mit der Strategie und mit der höheren Taktik befaßt, während die Logistik, die Ingenieurkunst und die niedere Taktik mehr nur am Rand zum Worte kommen. Im Kapitel von der Kriegspolitik, das zugleich auch die philosophischen Gedanken beinhaltet, zählt Jomini vorerst die möglichen Kriegsgründe und die Arten der Kriege auf. Hernach beschäftigt er sich mit den Faktoren, die im Kriege eine Rolle spielen und erwähnt als solche: Die Leidenschaft der Völker, das militärische System, die kriegerischen Mittel, die Finanzen, den Charakter und die Fähigkeit der Regierung und der Heerführer. Dabei stellt er fest: «Die Einheit macht die Stärke, die Ordnung verschafft die Einheit, die Disziplin führt die Ordnung herbei, ohne Disziplin und Ordnung ist kein Erfolg möglich.»

Von diesem Grundsatz her ist es interessant, nach den Faktoren zu fragen, die Jomini für eine taugliche Heeresorganisation als unabdinglich anführt. Er zählt dazu auf: ein gutes Rekrutierungssystem, eine gute Zusammensetzung, gute Nationalreserven, eine gut unterrichtete Truppe, die kräftige, aber nicht demütigende Disziplin, ein gutes System von Belohnung und Wetteifer, gute Bewaffnung, gute Spezialwaffen, einen guten Generalstab, einen gut funktionierenden Verpflegungs-, Verwaltungs- und Sanitätsdienst, eine gute Kommandoorganisation und einen guten militärischen Geist. Sehr klar umschreibt Jomini, woraus ein guter militärischer Geist hervorgehe. Er grenzt ihn gegen die von den Umständen abhängige Begeisterung ab, weil diese nicht gleichbleibend sei, und betrachtet als Mittel zur Hebung des militärischen Geistes die öffentliche und gesellschaftliche Achtung der Armee und das Bestreben, den Soldaten geachtete Stellen zu verschaffen. Innerhalb der Armee geht es um zweierlei: «Die Tapferkeit muß belohnt und geehrt, die Würde geachtet, die Mannszucht in das Gefühl und in die Überzeugung übergegangen sein und nicht nur in der Form wurzeln.» Der andere Satz heißt einfach: «Die Soldaten sind stets gut, wenn die Führer es sind.» Wann aber sind die Führer nach Jomini gut? Wenn sie Charakter, geistigen Mut und das erforderliche Wissen besitzen und im Gefecht die Ruhe bewahren.

Nach diesen noch heute beherzigenswerten Grundsätzen folgt im «Abriß» das Kapitel über die Strategie, die Jomini anders umreißt als Clausewitz, indem er sagt: «Die Strategie ist die Kunst, den Krieg auf der Karte zu machen, die Kunst, den ganzen Kriegsschauplatz zu umfassen; die Taktik ist die Kunst, auf dem Gelände zu kämpfen, wo der Zusammenstoß statt-

finden soll.» Dabei kommt es in der Strategie auf vier Grundprinzipien an. Vorerst gilt es, «durch strategische Berechnung die Masse der Streitkräfte einer Armee nach und nach auf die entscheidenden Punkte eines Kriegsschauplatzes zu bringen und soviel als möglich auf die Verbindungen des Feindes zu werfen – ohne die eigenen aufs Spiel zu setzen.» Sodann soll so manövriert werden, daß der Hauptteil der Armee nur gegen Bruchteile der feindlichen Armee eingesetzt wird. Dieser Hauptteil ist auf den entscheidenden Punkt des Schlachtfeldes oder gegen jenen Teil des Gegners zu richten, der überwältigt werden muß. Endlich sind die Handlungen so zu leiten, daß die Massen nicht nur auf dem entscheidenden Punkt vorhanden sind, «sondern daß sie mit Energie und Zusammenhang in Tätigkeit gesetzt werden, um solchergestalt eine gleichzeitige Wirkung hervorzubringen.»

Im folgenden führt Jomini die Grundprinzipien im einzelnen und, durch Beispiele belegt, des näheren aus, wobei er sich immer mit Erfolg bemüht, alle Begriffe klar und eindeutig zu definieren. So ist es auch im Abschnitt «Von der großen Taktik und von den Schlachten», wo eingangs gesagt wird: «Die Strategie führt die Armeen auf die entscheidenden Punkte der Operationszone, bereitet den Ausfall der Schlacht vor und beeinflusst bei ihrem Beginn ihre Entscheidung; aber es ist Sache der Taktik, vereint mit der Kühnheit, dem Genius und dem Glücke, sie zu gewinnen.»

Es mag für uns, die wir uns auf die strategische Defensive verpflichtet haben, noch von Bedeutung sein zu erfahren, welche Grundsätze Jomini im Kapitel «Von den Stellungen und Verteidigungsschlachten» aufstellt. Sie lassen sich auf ein halbes Dutzend zusammenfassen.

Vorerst ist die Stellung so zu wählen, daß man über Wege verfügt, die einem erlauben, über den Feind herzufallen, ihm aber keinen Vorteil der Annäherung bieten. Sodann soll die Stellung die größtmögliche Waffenwirkung erlauben. Zum dritten müssen die eigenen Bewegungen verborgen bleiben können, während die feindlichen entdeckt werden sollen. Dann gehören zu einer Verteidigungsstellung gute Rückzugswege und gut angelehnte Flanken, und endlich betont Jomini, daß in die Verteidigung immer auch der Angriff einbezogen werden müsse.

Wir müssen es uns versagen, weiter in die Einzelheiten von Jominis Werk vorzudringen. Immerhin wollen wir aus den Schlußfolgerungen noch die Sätze bedenken: «Kein taktisches System kann für den Sieg stehen, wenn der innere Halt der Armee ein schlechter ist – und selbst wenn er vortrefflich wäre, können Sieg und Niederlage von einem Unfall (zum Beispiel von einer zerstörten Brücke) abhängen.» Und ferner: «Um dieses große Drama des Krieges gut zu spielen, ist die erste Pflicht, den Schauplatz gut zu kennen, wo man auftreten soll, damit man das doppelte Schachbrett, auf

dem die beiden Parteien handeln sollen, richtig zu beurteilen und die Vorteile, welche dem Feinde zufallen, wie die der eigenen Partei richtig zu schätzen verstehe.»

Aber Jomini weiß auch, daß mit dem Studium der Kriegswissenschaft nicht alles zu erreichen ist. Er meint darum richtig: «Gute Theorien, gegründet auf Grundsätze, durch die Erkenntnisse gerechtfertigt und in die kritische Kriegsgeschichte verflochten, sind meiner Meinung nach die wahre Schule für den Feldherrn. Wenn diese Mittel auch keinen großen Mann bilden können, denn diese entwickeln sich immer durch sich selbst und durch die Gunst der Verhältnisse, so werden sie doch mindestens geschickte Generale ausbilden.» Das Geheimnisvolle der inneren Persönlichkeit spielt also seine bedeutende Rolle, weshalb denn Jomini in einem Anhang für den späteren Zaren Alexander II. die Quintessenz seiner Darlegungen in die entscheidenden Worte faßt: «Die erste und unerläßliche Bedingung, um den Krieg mit Auszeichnung zu führen, ist der feste Wille, sich schlagen zu wollen.»

V

Mag das Lebensbild Jominis, wenn man die dunklen Farben auf dessen Hintergrund übersieht, da und dort erstauntes Verwundern, ja, gar Kopfschütteln erwecken, so werden bei näherem Zusehen und bei Betrachtung des Werkes doch die Größe und geistige Kraft dieses eigenwilligen und weit-sichtigen Schweizers offenbar. Dringt man tiefer, so wird man nicht nur gewahr, daß Jomini mit klarstem Scharfblick das Wesen des Krieges und der Kriegführung erfaßt hat, sondern daß über seinem Leben gerade darum der Schatten der Tragik schwebt, weil die Kleineren den Wissenden als un-bequemen Besserwisser immer wieder beiseite drängten. Ein Schatten der Tragik fällt aber auch darum über Jomini, weil Clausewitz ihn sogar bei uns, seinen Landsleuten, beinahe ins Vergessen schob. Gerade auch darum freuen wir uns darüber, daß wir Jomini ins Licht rücken durften; denn die gründlichen und umfassenden Kenntnisse Jominis wiegen noch heute schwer. Gleichgültig, ob wir die Seiten der Bände aufschlagen, in denen der General bestimmte Schlachten und Feldzüge umreißt, oder ob wir im «Abriß der Kriegskunst» nachdenklich blättern: Immer wird uns die Klarheit des Urteils und die Tiefe der Schlüsse überzeugen. Vielleicht ist das gerade deshalb so, weil Jomini den Krieg nicht aus leidenschaftlicher Parteilichkeit deutet, sondern mit geradezu wissenschaftlich-philosophischem Interesse über der Sache steht.

Sammeln wir die Strahlen noch einmal in der Linse der Rückschau, so stellen wir fest:

- Jomini wird durch innern Zwang zur Kriegswissenschaft geführt, ohne daß er deswegen je in größerem Stile selbst das Schlachtenglück versuchen könnte. Er ist nicht groß als Führer.
- Dagegen ist seine geistige Kraft dem Feldherrentum Friedrichs des Großen und Napoleons kongenial. Aus ihren Schlachten leitet er die beiden Grundsätze ab, die er immer wieder betont:
 daß es in der Strategie darauf ankomme, durch Beweglichkeit und Schnelligkeit die Hauptmasse der Kräfte nach und nach auf die Bruchteile der feindlichen Linien zu werfen, und
 daß die Schläge in jener entscheidenden Richtung zu führen seien, wo man dem Feinde den größten Schaden zufügen könne, ohne sich selbst einer verderblichen Lage auszusetzen.
- Jomini dehnt aber seine Betrachtungen in die ganze Weite des Kriegswesens aus, weil er weiß, daß auf dem Schlachtfelde nur der letzte Akt des Dramas sich abspielt. Deshalb lenkt er sein Augenmerk auch auf die Kriegspolitik, ja: die Politik überhaupt, auf die Organisation und Ausbildung der Armeen.
- Endlich aber muß festgestellt werden, daß Jomini trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zum Kriegswesen keineswegs als Kriegsgurgel abgetan werden darf. Er zieht «als Soldat den ehrlichen ritterlichen Krieg dem organisierten Meuchelmord» vor und steht damit in gut eidgenössischer Überlieferung, die er etwa auch im Satz bekundet: «Ich befürworte wahrlich nicht, daß die Staaten stets auf dem Kriegsetat und den Degen in der Faust sich gegenüberstehen sollen; dies wäre eine Geißel für das menschliche Geschlecht. . . Ich will nur sagen, daß die aufgeklärten Regierungen immer bereit sein sollen. . . , Krieg zu führen.» So gilt denn auch für ihn das römische Wort: «Si vis pacem, para bellum», das Wort, das in gedrängter Kürze den Willen der Eidgenossen umschreibt.